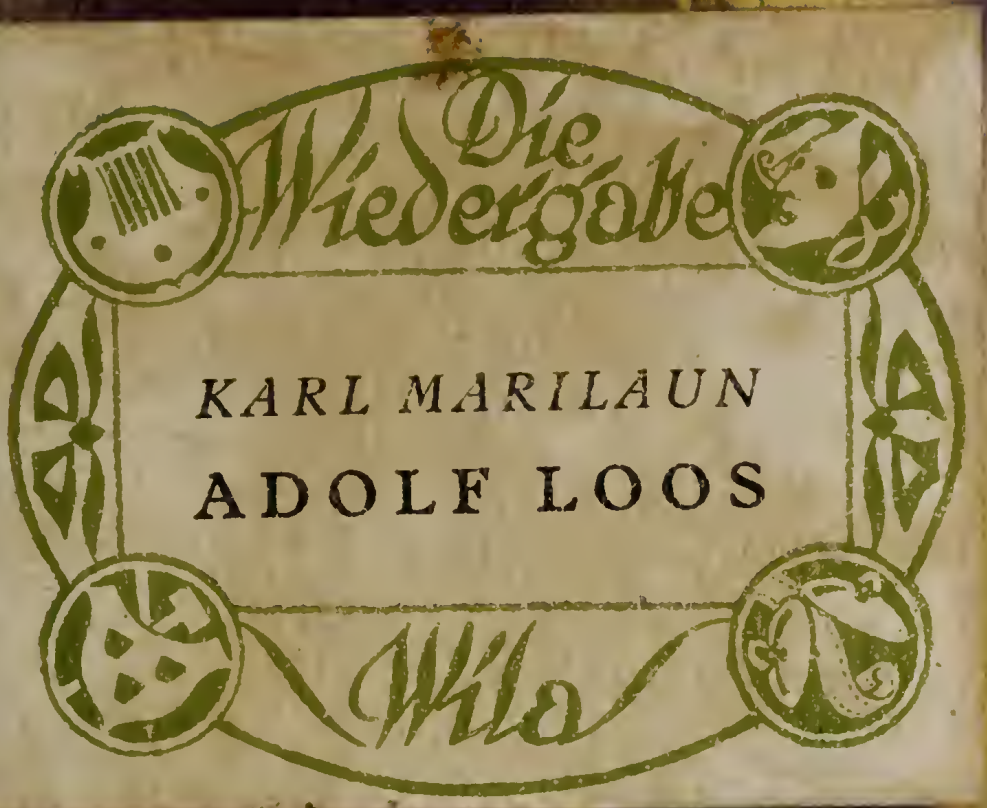
LOCKED CASE
Agate
NA
1038
.L6
M27x

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH


Die Wiedergabe
KARL MARILAUN
ADOLF LOOS
Wila

WILA

DIE WIEDERGABE

WIENER GEGENWART UND IHR BESITZ
EINE SAMMLUNG KLEINER BÜCHER
HERAUSGEGEBEN VON PAUL STEFAN

1. REIHE 5. BAND

KARL MARILAUN
ADOLF LOOS

19 WILA 22
WIENER LITERARISCHE ANSTALT
WIEN Gesellschaft m. b. H. LEIPZIG

Locked Case
Agate
NA
1098
.L6
M27x

KARL MARILAUN

ADOLF LOOS

19 WILA 22
WIENER LITERARISCHE ANSTALT
WIEN Gesellschaft m. b. H. LEIPZIG

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten Copyright 1922 by Wiener Literarische Anstalt, Gesellschaft m. b. H. / Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne in Wien

Verlags-Nr. 125

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Nach einer Zeichnung von Oskar Kokoschka

Wer ist Adolf Loos? — Als Hugo Wolf Dreißig, Gustav Mahler Vierzig, Peter Altenberg Fünfzig, Anton Bruckner Siebzig geworden waren, hatten sie es glücklich dazu gebracht, daß sich ihre Wiener Mitbürger mit dem gewissen Wiener Achselzucken fragten: wer ist das, Hugo Wolf, Anton Bruckner, Gustav Mahler, Altenberg ...

Diese Frage, anderswo gestellt, könnte immerhin eine Art vorläufigen Ergebnisses von dreißig, fünfzig, siebzig Lebensjahren sein.

Solche Frage, hier in Wien gestellt, ist nichts weiter als ein Achselzucken. Und solcherart eben das Wiener Ergebnis eines Lebens in Wien.

Wer ist, was ist uns ... Bruckner, Wolf, Mahler, Altenberg! Für Kränze, Ehrengrab und Feuilleton wird es ja vermutlich einst reichen. Überstürzen ist nicht beliebt, Drän-

gen wird nicht erlaubt. Und auf dem Zentralfriedhof rennt uns eh keiner davon. Die Enkel werden schon wissen, was die Väter einst besaßen.

Inzwischen vertreiben sich die Väter ihre Wiener Gegenwart und erzählen Geschichten von den Zeitgenossen. Statt des Ruhms stellt sich die Fama ein. Bekränzt mit Anekdoten gingen Bruckner, Wolf, Mahler, Altenberg aus der Unsterblichkeit in das Wiener Kaffeehaus ein.

*

Hier soll das Schicksal Adolf Loos' — es ist ein Schicksal — nicht mit den wienerischen Erfahrungen dieses oder jenes Großen verglichen werden. Die Parallelen stellen sich auch ungesucht ein.

Wer ist Adolf Loos, Mann von fünfzig Jahren, bekannter Architekt, Inneneinrichter reicher Leute, Feind der „Wiener Werkstätte", Entdecker Kokoschkas und Freund Peter Altenbergs?

Dies alles weiß nämlich, das heißt, s a g t die Wiener Fama. Loos ist der Mann, der — ja — den Michaelerplatz mit einem scheußlichen Haus verschandelt hat. Ein Narr. Ein Sonderling. Ein unbequemer Mensch, ein ... ein Europäer.

Nämlich in Wien, und dies ist das zwischen Tragik und Groteskem seit zwanzig Jahren unermüdlich pendelnde Schicksal des „Architekten“ Adolf Loos.

*

Ende der Neunzigerjahre hörte man seinen Namen das erstemal nennen. Er kam damals aus Amerika, und er predigte Amerika in Wien. Er predigte: Vernunft, Wahrhaftigkeit, Hygiene, Zeitersparnis, anständige Lebensführung.

Für das Gegenteil von Vernunft, Wahrhaftigkeit, Ersparnis, Gesundheit und Ökonomie in allen Lebensfragen hatten sich die Wiener damals — „fin de siècle“ — ihr Kunstgewerbe angeschafft.

Adolf Loos kommt vom Handwerk her. Und fragt man ihn um die Eindrücke, die er, armes Hascherl von einem Österreicher, in Brünn geboren, von Amerika empfangen hat, so sagt er: wundervolles Straßenpflaster, Arbeitsteilung, Abschaffung der Sklaverei durch die Maschine!

In Wien war sie nie abgeschafft, und eine Wiedereinführung in verstärktem Umfang begegnete allgemeinen Sympathien. Die „seelenlose" Maschine erfreut sich hier keiner Wertschätzung. Erstens funktioniert sie unter geheimnisvoll klimatischen Einflüssen der Wiener Luft ohnehin nicht. Und zweitens war das Leben bestimmt gemütlicher, als der Begabung des Wieners, sich sein Leben umständlich, aber individuell zu verpatzen, keinerlei Schranken gesetzt werden durften.

Adolf Loos war ganz offenbar kein Wiener mehr. Er hatte nicht Gemüt, er verschlampte weder Grundsätze noch Zeit, er war un-

angenehm humorlos in ernsten Dingen. Er sagte zu Amerika, zu Europa bedingungslos Ja, und infolgedessen wurde er hier in Wien der Mann, der zu allem Nein sagt.

Und hier hätten wir übrigens auch schon die Wiener Antwort auf die Wiener Frage, wer Adolf Loos ist.

Der Mann, der Nein sagt.

Zu dieser Etikette kam Loos, der zwanzig Jahre seines Lebens damit verbracht hat, den Insulanern vom Donaustrand die Annehmlichkeiten eines europäischen Daseins zu predigen.

*

Er predigte: Los vom Ornament! Am Ornament erkennen sich die Buschmänner, die Fidschi-Insulaner, die Menschenfresser: sie tätowieren sich. Dürften sie es nicht, müßten sie ihr G'wand verkaufen und in den Himmel fahren, ihr Wiener Leben freute sie nicht.

Am ornamentierten Bizeps und Brust-

kasten erkennen sich Verbrecher, Zuhälter, Bordellwirte.

Am Ornament erkennen sich die Feinsinnigen unter unseren Mitbürgern, infolgedessen schufen sie das Kunsthandwerk.

Dieses Ornament, diese Ästheten, dieses Handwerk, das seinen ehrlichen Namen verloren hat, negiert Loos. Verquickung von Kunst und Handwerk beruht nach ihm — der sich paradox auszudrücken liebt, um Selbstverständliches bei hiesigen Zeitgenossen überhaupt an den Mann bringen zu können — beruht nicht nur auf einem Denk-, sondern ganz bestimmt einem Charakterfehler.

Ornament ist Verbrechen.

Schlichteste, sachliche, arbeit- und materialsparende Zweckmäßigkeit des Gebrauchsgegenstandes erhebt der Unwiener Adolf Loos zur sozusagen sittlichen Forderung. Nie und nimmer kann ein Regenschirmständer, die Zigarettendose, ein Haus

unserer Zeit „schön“ sein, wenn der von Literatur und schlampiger Morbidezza gezeugte Wiener Ästhet, genannt Kunstgewerbler, dem Tischler oder Maurer die Arbeit aus den Händen schwindelt.

Der Sessel, auf dem ich sitze — Loos sagt dies heute noch mit unverbrauchter, zwanzig Jahre lang vergeblich gewesener Leidenschaft — dieser Sessel ist auf Grund jahrhundertelanger Erwägungen und Versuche zu jener Form gelangt, die weder „schön“ noch „häßlich“ ist, aber mir ermöglicht, auf diesem Sessel sitzen zu können. Solche Formen findet und bewahrt der Handwerker. Schönheit, Stilfragen, Kunstgeschwätz interessiert ihn nicht.

Ästhetik des Sessels: sitzen muß ich drin können.

Selbstverständlichkeiten? Jawohl. Aber der Europäer, der solche zwanzig Jahre lang den Wiener Eingeborenen um die Ohren schlug, gilt den Kulturschlieferln rund um

den Stephansturm als ... der Mann, der Nein sagt.

*

In diesen selben zwanzig Jahren hat sich die „Wiener Werkstätte“ ihren Boden, ihr Publikum und ihre — nicht einmal völlig echten — Snobs geschaffen.

Die österreichische oder, um ganz genau zu sein, wienerische Freude, Selbstverständlichkeiten einen Schnörkel anzuhängen und das „graue Leben“ ohne Ornament unerträglich zu finden, verbunden mit dem am liebsten völlig hemmungslosen Talent zu phantasierender Formgestaltung, hat es als beleidigende Zumutung empfunden, sich mit einem bloßen Zweck abfinden zu sollen.

Zweckmäßig ist das Wasserklosett, das Gasbügeleisen. Wir aber sind bekanntlich und bitte ein altes Kulturvolk, infolgedessen wissen wir nicht genau, was ein tadellos funktionierender Paternosteraufzug ist, aber den Heurigen, den Mistbauer, den feschen

Fiaker und überhaupt das goldene Wiener Herz macht uns niemand nach.

Der Mensch des francisco-josefinischen, im Makartbukett symbolisierten Zeitalters hatte im Gefühl seiner inneren Unsicherheit eine tödliche Angst vor der Realität. Nicht wie die Dinge sind, sondern, wie sie aussehen, war die Hauptsache. Sachlichkeit empörte diese Menschen. Das sogenannte Stilempfinden wäre beleidigt gewesen, die Schönheit des neuen Lebens in einem nackten Betonbau, in der Zweckkonstruktion einer Maschine, im Pflaster der Großstadtstraße, in einer Wickelgamasche sehen zu sollen.

Mit der Zeit stellte sich heraus, daß man den Betonbau und die Wickelgamasche nicht entbehren könne. Aber der österreichische Mensch trug inwendig den gestickten Kragen des 16. oder 17. Jahrhunderts dazu. So ein gestickter Kragen war die immer sich wiederholende Klage, daß man dazu „verdammt“ sei, in einer nüchtern gewordenen,

den Zweck anbetenden, die Sachlichkeit zur sozusagen sittlichen Forderung erhebenden Zeit leben zu müssen.

Das Makartbukett war die Flucht aus der Wirklichkeit zum schönen Schein oder vom grauen Leben zum Pofel.

*

Josef Hoffmann und die Leute seiner „Wiener Werkstätte" schafften das Makartbukett und das scheußliche Tapezierertum der Achtzigerjahre ab. Sie erkannten ganz richtig, daß sich der neue Mensch einen neuen Stil erobern müsse. Daß gotische Speisezimmerkredenzen, altdeutsche Stuben oder maurische Rauchzimmer mit dem „lebendigen Tag, in den wir gesetzt sind" — Goethe — gar nichts zu tun haben. Daß es lächerlich, brechreizend und unintelligent sei, diesen lebendigen Tag mit (nachgelieferten) Vergangenheiten romantisch und zimperlich verlogen zu möblieren.

Zwei Wege waren nun möglich. Entweder

bekannte man sich unsentimental und aufrichtig zu dieser Zeit, deren Schönheit nicht Ornamente sind, die das zwecklos Schöne überhaupt aus unserem Alltag, unserer Stube, unserer Kleidung hinausgeworfen hat. Entweder entschloß man sich, das „schön“ zu finden, was in unserem täglichen Leben kein Verkehrshindernis bildet, sondern es erleichtert: also die Glühlampe, das Gasbügeleisen, die Mauer aus Beton, den Asphalt, einen Sessel aus gebogenem Holz, den hygienischen Spucknapf, vernickelte Wasserleitungshähne, das Auto, einen elektrischen Rechaud, die gekachelten Wände des Badezimmers.

Oder — man versuchte, diesen Dingen, die man ja keinesfalls mehr entbehren konnte und wollte, abermals den bewußten Spitzenkragen umzuhängen. Ihr Zweckmäßiges mit „Schönheit“ zu bemänteln. Kunst in die Tischlerwerkstätte, zum Buchbinder, zum Damenschneider, zum Wände-

maler, zum Metallarbeiter zu tragen. Den Professionisten zum Kunstgewerbler umzubiegen, und allerdings keine Anleihen bei alten Stilen mehr zu machen, aber mit der Erfindung eines „modernen“ Stils den beinahe schon freigemachten Weg zur Sachlichkeit und Aufrichtigkeit neuerdings zu verschütten.

Anstatt Gewerbe und in Generationen hochgebildetes Handwerk in ihre Rechte einzusetzen, verquickte man es mit Kunst.

Der Schnörkel war wieder da. Und da das Ornament alten wie neuen Stils nicht eben auf dem Wege von Arbeits- und Materialersparung zu stande zu kommen pflegt, wandte sich die sicherlich aus idealen und beachtenswerten Beweggründen entstandene „Wiener Werkstätte“ mit ihrer „Edelarbeit“ naturgemäß an die begüterten Kreise, den kaufkräftigen Abnehmer, den Snob, der es sich leisten konnte.

Handwerk, mit Kunst kompliziert und um

sie verteuert, kann eine soziale Verpflichtung nicht gut anerkennen. Möbel, die nicht nur zweckmäßig, sondern vom Architekten „entworfen", hernach noch durch eine Menge von Händen gehen müssen — des Tischlers, des Tapezierers, des Bildhauers, des Vergolders, Malers, Inkrustierers —, geben möglicherweise Zeugnis für den Ideenreichtum oder den Sybaritismus ihres Entwerfers und die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Handwerkszweige. Aber sie können natürlich nicht billig sein. Und für jene Kreise, die einer Hebung und Kultivierung des Geschmacks angeblich so sehr bedürftig sind, bleiben sie überhaupt unerschwinglich.

Die Schöpfer des modernen Kunstgewerbes stellten eine Menge sittlicher Postulate auf: fort mit dem Schund, Materialechtheit, Edelarbeit. Sie predigten eine neuzeitliche Wohnungskultur. Aber sie schufen im großen und ganzen nur ... Luxusware!

*

Und hier erinnert man sich, daß Loos, der wirkliche, große und gefährliche Feind der „Wiener Werkstätte“, nicht nur von einem Denk-, sondern einem Charakterfehler des „Kunst“handwerks zu sprechen liebt.

Es ist nicht unbedingt nötig, ihm auf seinen Gedankengängen bis zur letzten Konsequenz zu folgen. Nicht jeder kann das Lebenswerk eines Künstlers und Idealisten, wie es Josef Hoffmann ist, mit der Impetuosität und ungeheuren Selbstsicherheit eines Adolf Loos ablehnen. Hoffmanns phantastischer Ideenreichtum befruchtet seit zwanzig und mehr Jahren eine Menge von österreichischen Formtalenten, deren er — wahrscheinlich zu viele — in seiner Kunstgewerbeschule aus dem Boden gestampft hat. Er zügelt möglicherweise die Zügellosigkeiten seiner hemmungslos Begabten zu wenig, dies aus einem eminent künstlerischen Beweggrund: der junge Mensch soll nicht „in eine Bahn gelenkt“, nicht einmal

zu seinem Meister orientiert werden. Sondern er soll ganz, ausschließlich und ungehemmt sagen, was er zu sagen hat. Die Phantasie soll nicht in eine Schule genommen werden, Persönlichkeit ist alles.

Wofür Hoffmann natürlich nichts kann, ist, daß auch die Persönlichkeit hierzulande den gestickten Spitzenkragen sozusagen im Blute hat. Daß sie den Schein für das Sein nimmt. Daß sie den Schnörkel für das Wesentliche hält. Daß Ornament nicht Verbrechen, sondern Daseinsbedingung des vergangenen und gegenwärtigen österreichischen Menschen ist. Daß Wien wahrscheinlich aus tieferen Gründen, auch in seiner heutigen Verarmung, die Stadt der Luxusware ist.

Sollte dieser Stadt der neue Geist, die Erkenntnis des Wesentlichen je einmal aufgehen, wäre Adolf Loos ihr Führer. Bis dahin allerdings predigt er — fast hätte ich gesagt: ins Blaue. Bis dahin muß er sich, in Wien,

darauf beschränken, zu verneinen. Bis dahin wird er hier als Sonderling gelten, als Unbequemer, als Sektengründer, bestenfalls als geistreicher Essayist.

Bis dahin bleiben seine Wahrheiten Bonmots, seine Selbstverständlichkeiten schwerbegreifliche Schrullen, und die Wiener werden immer bloß wissen, was Adolf Loos nicht ist: also kein Architekt, kein Schriftsteller, kein Kunstgewerbler, kein Begründer eines neuen Stils und nicht einmal Bewahrer unserer teuren Traditionen.

Daß er Europäer ist, wahrhafter Mensch — Diener, Gläubiger, Enthusiast und nie ermüdender Verkünder des Notwendigen, Selbstverständlichen und darum Sittlichen — wer begriffe dies in einer Stadt, die sich begeistert lieber jedem Weltuntergang preisgäbe, bevor sie darauf verzichten würde, ihre innere und äußere Existenz mit Galanteriewaren zu möblieren ...

*

Die breiten Wege zum Erfolg sind Adolf Loos, bis heute, verschlossen geblieben. Vielmehr, man hat sie ihm verrammelt, wogegen es wenig und nichts besagen will, daß er selbst sich manchen Stein über den Weg geworfen hat. Er hat es in zwanzig Jahren nicht gelernt, Konjunkturen zu erkennen, Freunde für sich werben zu lassen, die gewissen einflußreichen „Verbindungen“ in Anspruch zu nehmen. Hecht im Karpfenteich, konnte er die Kreise der anderen höchstens stören. Eingebürgert im Karpfenteich hat er sich nicht.

Dafür ist der Fünfzigjährige heute jünger als die meisten Zwanzigjährigen. Und nur, wer schärfer hinsieht, merkt den Leidenszug, den ein Wiener Leben in sein unheimlich erfahrenes und noch immer nicht resignierendes, beredtes und waches Gesicht gezeichnet hat.

Seine Tragik: ein Mensch des zwanzigsten, einundzwanzigsten Jahrhunderts, lebend im neunzehnten unter Kleinbürgern, die fort

und fort ihre Zuständigkeit zu den Backhendeln, Praterspatzen, zum Stephansturm und der Fiakermilli beteuern.

Er aber ist der Anti-Kleinbürger, der Menschen erziehen will. Wozu erziehen? Zu jeder Art von Ehrenhaftigkeit, Solidität, Verantwortungsgefühl. Zu — sozusagen — innerer wie äußerer Materialechtheit.

Ein Reformator, der von all dem, was den meisten unbedeutend erscheint, ausgeht. Das Badezimmer erscheint ihm wichtiger als der Schwindel einer Bildung, die als Ornament erworben, nicht innerstes Bedürfnis einer Masse ist, der man die Möglichkeit verweigert, sich anständig und menschlich ernähren und kleiden zu können. Nicht die einzelnen, in ihren Möglichkeiten höchstgesteigerten Ausnahmsindividuen sind es, die eine europäische Zivilisation aufzubauen vermögen. Der Aufbau ist da, wenn die Wiener weniger „Kultur“ und desto mehr Badezimmer besitzen werden.

*

Ein schmaler Weg zum Erfolg konnte für
en Reformator Loos in allerjüngster Zeit
usfindig gemacht werden. Ein Weg über
rachland, das er in Gärten zu verwandeln
ünscht: der Weg zu den Siedlern.

Und hier lasse ich Adolf Loos das Wort:
Der Vater sah das freie, unbebaute Land.
r, der sich den ganzen Tag in der Fabrik
üdgearbeitet hatte, nahm die Schaufel zur
and und begann die Erde umzugraben.
ckerland entstand, der Schrebergarten,
ues und selbstgeschaffenes Vaterland,
esmal das wirkliche: die selbstbebaute
holle des Siedlers. Ergebnis einer Revo-
tion, die der Arbeiter gegen den Kasernen-
vang der Fabriken unternommen hat. Er-
bnis einer unblutigen Menschheitsbewe-
ng und daher mit einem menschlichen
esultat.

Man glaube nicht, daß die Schreber-
rtnerei eine augenblickliche Psychose ist.
ir alle kommenden Zeiten wird das Stück

Land, das sich der Mensch selbst bebaut, das bleiben, was es heute ist: die Zuflucht zur Mutter Natur, sein wahres Glück und seine einzige Seligkeit.

*

Die Ernährung eines Volkes wird bestimmt durch die Nahrungsmittel, die das bebaute Land liefert. Jedes Volk hat daher seine eigene Ernährungsart, seine eigene Küche.

Man sprach sehr viel von der österreichischen Küche. Aber erst heute werden wir gewahr, daß diese Küche nur dadurch möglich wurde, daß ein Staatengebilde, das man die österreichisch-ungarische Monarchie nannte, durch Jahrhunderte bestand.

Mähren, Polen und Ungarn lieferten das Mehl, Südungarn und Böhmen Pflaumen, Böhmen und Mähren Zucker. Die Natur hatte die nichtdeutschen Länder in verschwenderischer Weise ausgestattet. Weite Ebenen, eine schwarze Ackererde, brennende

Sonne. Alles, was uns einst ernährte, haben wir verloren. Und da heißt es umlernen. Die böhmischen Knödel, die mährischen Buchtel, die italienischen Schnitzel — lauter Dinge, die jahrhundertelang zum eisernen Bestand der Wiener Küche gehörten, müssen durch heimische Nahrungsmittel ersetzt werden.

Der Mehlreichtum der alten Monarchie hatte zur Folge, daß die österreichische Küche die mehlreichste der ganzen Welt war. Wir waren stolz auf die vielen Mehlspeisen. In jede Speise wurde Mehl getan. Kein Gemüse kam auf den Tisch, das nicht zur Hälfte mit Mehl versetzt wurde. Die Hausfrau nannte das „strecken", denn das Gemüse war teuer und das Mehl billig. Der österreichische Spinat war daher ein grauer Kleister, der durch Spinatzusatz eine grünliche Färbung annahm. Diese Mehlverschwendung kostet aber das Volk jährlich ungezählte Milliarden — die Summe, die der Staat auf das Mehl, das aus dem Aus-

land eingeführt werden muß, daraufzuzahlen hat. Keine industrielle Kraftanwendung wäre im stande, einen Ausgleich zwischen mutwilligem Import und Export herbeizuführen.

Die Rettung? Jener Doktor Daniel Gottlieb Moritz Schreber hat sie geahnt, der vor siebzig Jahren spielenden Kindern in den von Mietskasernen flankierten Straßen zusah und sich sagte:

Die kinderreichen Familien mögen sich zusammentun, ein kleines Stück Land vor den Toren der Stadt pachten und die Kinder unter freiem Himmel, fern von dem Getümmel und Staub der Großstadt, in Luft und Sonne spielen lassen. Das kleine Grundstück möge von Laubhütten eingefaßt werden, wo Vater und Mutter nach getaner Arbeit ihren Feierabend verleben können.

Und so geschah's. Was aber Daniel Gottlieb Moritz Schreber nicht ahnen konnte, erlebt man siebzig Jahre nach dem Idylliker

der Volkswirtschaft: der Schrebergarten rettet nicht nur die Menschen, er rettet den Staat.

*

Aufgabe dieses Staates wird es nun sein, eine Arbeitsleistung, der sich ein Teil der Stadtbewohner freiwillig unterziehen will, für die Allgemeinheit am besten auszunützen. Die Arbeit des Schrebergärtners bringt Nahrung, die ohne diese Arbeit aus dem Ausland bezogen werden müßte. Die Schrebergärtner Wiens haben im Jahre 1920 für eine Milliarde Nahrungsmittel gewonnen.

Die Summe zu erhöhen, gibt es zwei Mittel. Das erste ist, daß man jedem, der sich der freiwilligen Mitarbeit an der Erzeugung von Nahrungsmitteln erbötig macht, Land zuweist. Es gibt Hunderttausende in Wien, Millionen in Österreich, die sich zur Gärtnerarbeit in ihren Mußestunden drängen, deren Arbeitslust und

Arbeitskraft nicht ausgenützt wird. Eight hours to work, eight hours to play, eight hours to rest and eight shillings a day, lautet der englische Gewerkschaftsspruch. Die acht Stunden „Spiel“ wollen von einem Teil unserer Arbeiter nutzbringend angelegt werden. Der Einwand, daß diese acht Stunden der Facharbeit verloren gehen, weil der Arbeiter sich in seinem Garten überanstrengt und dadurch Kräfte verloren gehen, ist falsch. Die Gartenarbeit ist ein tonisches Mittel ersten Ranges. Es braucht nicht ausgemalt zu werden, wie diese acht Stunden „to play“ sonst verwendet würden.

Zweitens: der Schrebergärtner möge dort wohnen, wo sein Garten liegt. Der heutige, der Wohnstätte weit entlegene Schrebergarten ist ein Stundenfresser; mancher verbringt eine Stunde hin, eine Stunde zurück auf der Straßenbahn. Also nicht nur: Garten, sondern: Heim. Und dies weiter ermöglicht durch ungeteilte Arbeitszeit, Ab-

schaffung der unökonomisch auf den ganzen Tag verteilten Arbeitspausen. Acht Stunden, ununterbrochen, der Facharbeit, dem Bureau, der Fabrik.

Der Rest aber — ist das Heim. Der Tisch, um den sich die Familie versammeln kann. Weiß man es in der Welt, daß es eine Millionenstadt gibt, in der 80 Prozent der Einwohner ihre Mahlzeiten nicht bei Tisch einnehmen?

*

Dieser Tisch, der dem Wiener Arbeiter gegeben werden soll, wird Mahlzeiten verabreichen, die neue, moderne, wirklich österreichische Küche repräsentieren. Die Siedlerfrau wird nicht mehr ihr Gemüse zu strecken brauchen. Die intensive gärtnerische Bodenbearbeitung, die im Jahr drei Ernten ergibt, wird jene Ernährungsform zeitigen, die andere Kulturvölker schon lange besitzen, zum Unterschied von jenen Völkern, die mit extensiven Jahresernten

rechnen. Das gärtnerisch gezogene Gemüse wird das Mehl ersetzen. Wir werden durch Arbeiten ersetzen, was uns an fruchtbringendem Boden fehlt.

*

Dies sind die Worte, ist eines der Programme des großen . . . Verneiners von Wien.

Nämlich des Verneiners einer Fidelität, einer Backhendelbehaglichkeit, einer wienerischen Tapeziererei mit Ornamenten, die uns den österreichischen Weltuntergang beschert hat.

Was dazu noch zu sagen ist, hat einer der Freunde von Adolf Loos gesagt: In Kleinigkeiten mag er mitunter unrecht haben. Aber merkwürdig, in der Hauptsache hat er immer recht.

An Männern, die mit ihren Kleinigkeiten recht behalten, hat es uns nie gefehlt. Es sind die österreichischen Talente. Der Mann, dem es um Hauptsachen geht, ist Adolf Loos.

Eben darum halten sie sich an seine Paradoxe, um den Unbequemen ungestört belächeln, mundtot und womöglich arbeitsunlustig machen zu können.

*

Der „Architekt“ Loos baut Häuser für reiche, für arme, für menschliche Menschen. Er richtet die Wohnung einer Kammersängerin ein, er baut Landhäuser für bürgerliche Menschen, er errichtet eines der wenigen vernünftigen Geschäftshäuser in Wien und sein berühmt gewordenes Café Museum, in der blühendsten Sezessionszeit entstanden, hat heute wie vor zwanzig Jahren keine andere als die Atmosphäre des echten, alten, auf anständige Weise gemütlichen Wiener Kaffeehauses.

(Denn sogar die wienerische Fähigkeit, Kaffeehäuser zu bauen, hatten die Kunstgewerbewiener verlernt.)

*

Über die Häuser, die Villen, die Geschäftslokale, die Wohnungen von Adolf Loos ist wenig zu sagen. Glücklicherweise. Sie entbehren des Ornaments, das heißt, sie sind unverlogen, sie entsprechen ihrem Zweck und erreichen ihn, wenn es nötig ist, mit den sparsamsten Mitteln.

Ich kenne ein Haus, das Adolf Loos — allerdings in der märchenhaften Vergangenheit von vor zwanzig Jahren — von der Küche bis unter den Dachboden für bare siebentausend Gulden eingerichtet hat.

Und ich habe in diesem Loosschen Haus eigentlich immer nur glückliche, zufriedene und anständige Menschen gesehen.

Es ist kein Paradox von Adolf Loos: seine Häuser bauen sich ihre Menschen.

Dies ist alles, was über den Architekten zu sagen wäre.

*

Begegnung mit dem Menschen Adolf Loos.

In der gemischten Gesellschaft eines Salzkammergutortes fällt ein Herr von besonderem Schlag auf. Er hat ungefähr das Gesicht eines altwienerischen Patriziers, das aber trotzdem nicht von Waldmüller gemalt sein könnte. Eher von Kokoschka, denn die Gutrassigkeit dieses schmalen, in manchen Augenblicken einem soigniert menschenfeindlichen Lord entliehen scheinenden Gesichtes hat nichts von der bürgerlichen Selbstgefälligkeit der um kein Problem wissenden, schönen, gepflegten älteren Herren des Altwiener Malers.

Der Herr im Salzkammergut gehört einem schwerer definierbaren Schlag an. Er kann der Enkel des raimundischen Herrn von Rappelkopf sein, gewiß aber kommt seine leidende und beobachtende Mißvergnügtheit auch bei Dickens vor. Vor allem aber ist es ein Mensch mit den witternden Instinkten,

den Nerven, den Voreingenommenheiten, den Leidenszügen jenes aus Neuem und Altem zwiespältig gemischten Schlages, der sich in Girardi primitiver, in Kainz geistreich und launenhaft, in Gustav Mahler jüdisch genialisch, im Dichter Peter Altenberg gütig und kindhaft ausgedrückt hat.

*

Inwiefern diese paar Menschen bestimmt schienen, Menschen von heute neue Gefühlsinhalte zu den alten Wesenszügen zu geben, vermöchte niemand einseitiger, aber auch geistvoller zu formulieren als der fremde Herr im Salzkammergut, der in seiner irgendwie störenden und fesselnden Andersartigkeit den wienerischen Salzkammergutmenschen sogleich auffällt.

Natürlich fällt er auf, denn der Herr mit der englischen Kappe, den französischen Schuhen und dem energisch karrierten Reisekragen ist Adolf Loos.

Fünf Minuten nach Bekanntwerden dieses

ungewöhnlichen Zuwachses zu einer eingeregneten Sommergesellschaft ist Adolf Loos stürmisch umworben. Nicht von den kleinen Mädchen, die sich von seinem Foxtrott mit dem wunderbaren Instinkt ihrer wohlsituierten achtzehn Jahre nichts besonderes versprechen. Aber immerhin von jungen Damen, die ihren Wissensdurst frisch vom Lyzeum haben. Von ein paar in jeder Salzkammergutgesellschaft herumirrenden Neurasthenikern aus den besseren Ständen, die von ihm ironische und geistreiche Paradoxe über Liebe, Kahnfahren, Sternheim und womöglich Karl Kraus beanspruchen. Und es fehlen nicht die Hofrätinnen, die über sein Haus auf dem Michaelerplatz heute noch die Hände überm Kopf zusammenschlagen; und nicht jene anderen, die das schon vor zehn Jahren nicht taten, weil sie vermutlich schon damals ungeheuer fortschrittlich gesinnt waren, ohne seither bezaubernder geworden zu sein ...

Kurzum, Adolf Loos erfährt in fünf Minuten, was er seit zwanzig Jahren weiß: daß es schwer ist, ein sozusagen berühmter Österreicher zu sein. Aber er besitzt eine immerhin erstaunliche Übung im Umgang mit Leuten, die ihm mit einer von keinerlei Sachkenntnis getrübten Verehrung die Marotte, eine österreichische Welt zu verbessern, merkwürdigerweise noch nicht gänzlich ausgetrieben haben. Er ist Optimist mit dem Gesicht des geborenen, durch den Umgang mit Wienern nicht gerade menschenfreundlicher gewordenen Skeptikers. Und dies enthüllt wenigstens die eine Seite seines Wesens, die von fern an Alexander Girardi erinnern könnte. Er betreibt, wie nur irgendein Schauspieler oder Demagog, seit zwanzig Jahren Menschenfang und hat damit richtig ein Publikum zustandegebracht, mit dem man Vortragssäle füllen, Kaffeehäuser unwohnlich machen, Welten oder doch eine Stadt verbessern, das heißt

demolieren könnte — wenn ein Wiener Publikum sich nicht regelmäßig damit begnügen würde, die Witze eines Menschen, der ernstgenommen zu werden wünscht, ahnungslos und frenetisch zu belachen.

*

Es ist das Schicksal von Menschen wie Adolf Loos, daß sie, die Menschen suchen, immer ein Publikum finden. Er setzt sich an den nächstbesten Tisch des Salzkammergut-hotels und wird sofort mit Ausdrücken wie „schön" und „häßlich" beunruhigt.

(Da er ja doch ein Architekt, ein Künstler, ein „origineller" Mensch ist.)

Was aber ist schön?

Herr Loos ergreift eine Streichholzschachtel. Das Ding ist zweckmäßig, praktisch; es repräsentiert einen gewissen realen Wert, den Herr Loos einer deutschösterreichischen Tausendkronennote zum Beispiel nicht so ohneweiters zugestehen möchte.

Also ist die Schachtel Zündhölzer das, was man eventuell „schön“ nennen kann.

Er holt sein Zigarrenetui hervor. Es ist selbstverständlich von allen Feinheiten unseres modernen Kunstgewerbes vollständig unberührt. Kein Ornament, in die Westentasche zu stecken, sondern eine glatte, praktische Metallhülse zur Aufbewahrung von Rauchzeug.

„Mit Zieraten“, sagt Herr Loos, so geduldig, als ob er es nicht zum vierhunderttausendstenmal in seinem Leben vergeblich sagen würde, „verunzieren Papuaneger, Fidschi-Insulaner, eventuell noch moderne Kunstgewerbler ihre Gebrauchsgegenstände.“

„Ja“, meint die schöne Regierungsrätin von der Manufakturbranche, „aber irgend eine hübsche Gravierung auf dem Silber da kann man doch nicht geradewegs verabscheuen?“

„Verabscheuen Sie sie ruhig“, belehrt

Adolf Loos mit unerschütterlicher, an Religionsstifter und Lehrer an Schulen für Schwachsinnige erinnernder Geduld. „Denn das, was wir ‚schön' zu nennen uns angewöhnt haben, ist dies nur auf Grund höchst blödsinniger und infolgedessen von unseren Universitäten und Kunstschulen gelehrter Denkmethoden. Schön ist der Löffel in einer Gemeinschaftsküche, weil er, wie ich annehme, einfach, praktisch und billig ist. Während ich mich entschieden weigern möchte, mit einem von der ‚Wiener Werkstätte' verbesserten, das heißt verunstalteten Löffel zu essen. Es gibt keinen Künstler, dem ich das Recht zugestehen würde, an Gegenständen unseres täglichen Gebrauches seine Phantasie, seinen sogenannten Geschmack und sein Stilempfinden austoben und diese Dinge für den vernünftigen Gebrauch unverwendbar machen zu dürfen. Darum kenne ich kein ‚Kunst'handwerk, das uns Reißbrettgeburten von Häusern,

Möbeln, Kleidern, Schmuck beschert — von lauter Dingen, die nur geschaffen werden, um das Verlangen der Papuas nach Pflanz zu befriedigen."

*

„Wer nicht", sagt Loos, „Senegalneger, sondern ein zivilisierter europäischer Mensch sein will, hat vor allem das zu sein, was ich den ‚Menschen mit den modernen Nerven' genannt habe. Der Mensch mit den modernen Nerven perhorresziert schon instinktiv alles Unzweckmäßige, allen Humbug, jeden unnötigen, mit unserer Lebensweise und unserem Lebenstempo unvereinbaren Schwindel. Der Mensch mit den modernen Nerven ist darum auch sparsam. Er wird es nicht ertragen, an irgend eine Sache mehr oder kostbareres Material, mehr Arbeitskraft, mehr Zeit gewendet zu sehen, als es dieser Sache entspricht.

Der Mensch mit den modernen Nerven ist wahrscheinlich das anspruchsloseste

Wesen, das man sich denken kann. Denn da alles, was er tut, vom Geist unbedingter Zweckmäßigkeit beherrscht ist, verabscheut er jedes unnötige Zuviel. Er kleidet sich ohne Auffälligkeit. Er ist imstande, sich mit den einfachsten Dingen, die ihm in einfachster Zubereitung vorgesetzt werden, zu nähren. Er setzt sich prinzipiell nicht in einen Sessel, der Kunstgewerbe ist, statt Sitzgelegenheit zu sein.

Zusammengefaßt: er benützt kein tägliches Gebrauchsstück, an das auch nur um einen Heller mehr Mühe, Menschenkraft, Arbeitszeit, Material gewendet ist, als mit seinem Zweck vereinbar wäre.

An der bis ins Krankhafte gesteigerten Scheu, kein Gut zu verschwenden, erkenne ich den Menschen mit den modernen Nerven.

Dem sparsamen Menschen, der einer Fiktion wie der unseres Geldes nicht den geringsten Wert beizulegen vermag, dem

es aber unerträglich wäre, tatsächliches Gut — und wäre es ein halbes Blatt Papier oder eine Schachtel Streichhölzer — verschleudert zu sehen: dem Sparsamkeitsfanatiker gehört die Zukunft.

Der Mann mit den modernen Nerven muß wieder aufbauen, was die Papuas, die Pflanzmacher, die . . . Österreicher zugrundegerichtet, verschwendet, verschleudert, verschlampt haben!“

*

So Adolf Loos, und er braucht nicht in eine Salzkammergutgesellschaft geraten zu sein, um mißverstanden, nämlich amüsant, reizend, geistreich und natürlich verrückt gefunden zu werden.

Notabene: daß er überhaupt ins Salzkammergut geriet, war durchaus nicht etwa als unsparsame Ornamentierung seiner Ferienzeit aufzufassen. Sondern der Architekt Loos kam hierher, um sich einige zu reparierende Rauchfänge und Holzbalkons

nzusehen, und reiste nach fachmännischer Feststellung der Schäden mit dem nächsten Zug nach Hause ...

*

Entzückend, sagen seine Hinterbliebenen. Und dies ist die Tragik des österreichischen Schicksals Adolf Loos.

Folgende Bändchen der
WIEDERGABE
sind bisher erschienen

Band I
Joseph Gregor / Das Wiener Barocktheater
Band II
Max Mell / Alfred Roller
Band III
Erhard Buschbeck / Die Medelsky
Band IV
Richard Specht / Wilhelm Furtwängler
Band V
Karl Marilaun / Adolf Loos
Band VI
Paul Stefan / Anna Bahr-Mildenburg
Band VII
Artur Rundt / Maria Mayer - Karl Etlinger
Band VIII
Ludwig Ullmann / Die Roland
Band IX
Erwin Rieger / Die gute alte Zeit der Wiener Operette
Band X
Wilhelm Wymetal / Marie Jeritza

Die Sammlung wird fortgesetzt

THEATER UND KULTUR

Eine Folge von Monographien unter Mitwirkung von HERMANN BAHR und HUGO VON HOFMANNSTHAL

Herausgegeben von

MAX PIRKER

Bisher erschienen:

Band I / DAS BURGTHEATER von Hermann Bahr

Band II / FERDINAND RAIMUNDS LEBENSDOKUMENTE, eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal

Band III / RUND UM DIE ZAUBERFLÖTE von Max Pirker (Doppelbändchen mit vier Kunstbeilagen)

Band IV / OFFENBACH UND SEINE WIENER SCHULE von Erwin Rieger

Die Sammlung wird fortgesetzt

MEMOIRENWERKE DER WILA

Anna Bahr-Mildenburg

ERINNERUNGEN

Ein Denkmal für Gustav Mahler
Mit drei Porträts der Verfasserin

※

Helene Bettelheim-Gabillon

IM ZEICHEN DES ALTEN BURGTHEATERS

Mit sieben Kunstbeilagen
nach Originalen von Kriehuber,
Prinzhofer, Burger und
Bettelheim-Gabillon

※

Wilabücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen

MEMOIRENWERKE DER WILA

Pauline Metternich-Sándor

GESEHENES
GESCHEHENES, ERLEBTES

Aus dem Inhalt:
Der Großpapa. „Der Sándor".
Richard Wagner. Franz Liszt.
Graf Taaffe

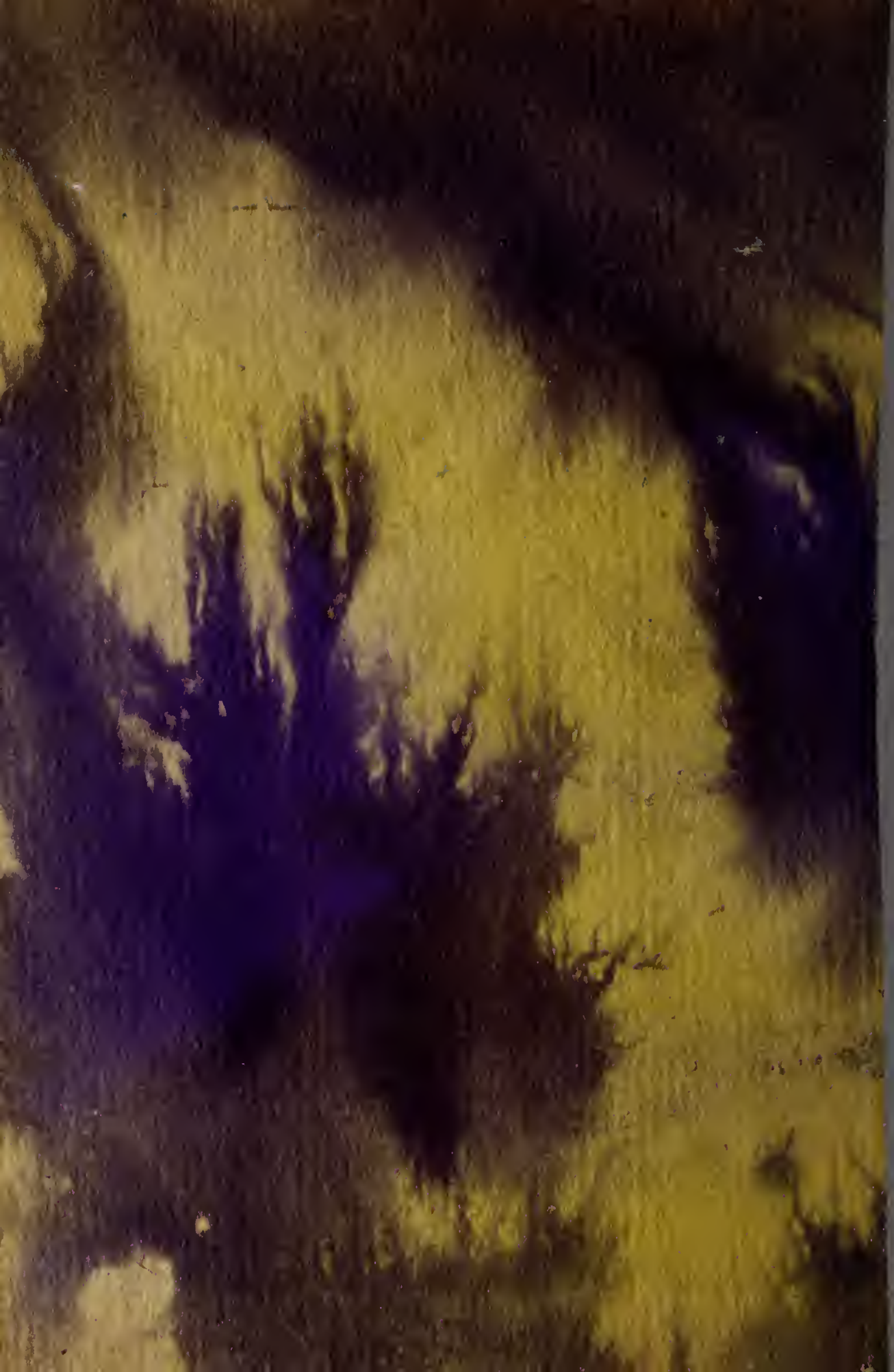
※

Edmund Hellmer

HUGO WOLF
Erlebtes und Erlauschtes

Mit 2 Bildbeigaben von Edmund Hellmer dem Älteren. Eine Gabe von bedeutendem Wert für jeden Musik- und Kunstfreund

Wilabücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen



BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21367 7740